

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

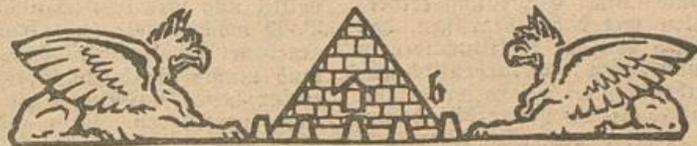
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

15.1.1933 (No. 3)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 3



15. Jan. 1933

Wolfgang Ioho / Heidelberger Historiker

II.

Karl Hampe: Das Hochmittelalter.

Das vorliegende, im Propyläen-Verlag Berlin erschienene Werk des bekannten mittelalterlichen Historikers der Heidelberger Universität gibt bei verhältnismäßig geringem Umfang eine Geschichte des Abendlandes von 900 bis 1250, also Weltgeschichte. Daß es eine Gesamtdarstellung sein will, und daß es sämtliche geistigen und politischen Strömungen des dargestellten Zeitraums in sich begreift, ist das Wesentliche. Weltgeschichtliche Darstellungen, meist kompendienartigen Charakters, tauchen gerade heute immer wieder auf und erfreuen sich großer Beliebtheit. Man spart Zeit und Geld und findet den Geschichtsabriss eines großen Zeitraums auf wenigen Seiten vereinigt. Mit diesen Weltgeschichtsdarstellungen, die zu lesen nur selten genutzreich oder wirklich lohnend ist, setzt sich Hampe im Vorwort in kurzen aber scharfen Worten auseinander, um sich gleichzeitig von ihnen abzugrenzen. Es wird dort angedeutet, was Weltgeschichtsschreibung nicht sein soll, nämlich die schematische Nebeneinanderstellung der Geschichte sämtlicher Staaten der Erde in demselben Zeitraum. Es muß notwendigerweise, schildert man etwa die Geschichte Chinas im Zeitraum von 900—1250 neben der Deutschlands in der selben Epoche, daraus eine sinn- und zusammenhanglose und darum für Geschichtsbetrachtung völlig wertlose Anhäufung von äußerem Tatsachenmaterial resultieren. Positiv ausgedrückt, es kann Weltgeschichte nur für einen bestimmten Kulturkreis im weitesten Sinn geschrieben werden, das heißt für Gemeinwesen, die unter ungefähr gleichen Voraussetzungen entstanden und die darum unter bestimmten Gesichtspunkten vergleichbar sind. So selbstverständlich das scheinen mag, so notwendig mußte es doch gesagt werden. Zieht Hampe so eine räumliche Grenze für seine weltgeschichtliche Darstellung, so trifft er, unausgesprochen, aber deutlich erkennbar, auch eine strenge und wohlthuende Auswahl des Stoffes. Weltgeschichte darf für die Geschichtsschreibung nicht bestehen in möglicher Vollständigkeit der Aufzählung des Geschehenen, sondern nur im Herausgreifen des Wesentlichen, für die Zeit selbst und für die weitere Entwicklung Entscheidenden. Hierin sehen wir einen der stärksten Vorzüge von Hampes Werk, daß es kühn allen unnötigen Tatsachenballast, der wie ein Zentnergewicht so viele Darstellungen beschwert, beiseite läßt, und damit wenigstens den Weg einer Generalvereinigung der Geschichtsschreibung beschreitet, die für den Geschichtsunterricht an den Schulen wie auch teilweise an den Hochschulen so dringend zu wünschen ist.

Es gibt wohl wenige Epochen, für die eine Weltgeschichtsschreibung in dem oben angedeuteten Sinn leichter möglich ist und bei denen die Gefahr der Auflösung in ein Nebeneinander von Staatengeschichte geringer ist, als das Hochmittelalter. Hier besteht noch fast völlig eine abendländische Universalität, eine Einheit, die nicht nur geistig und religiös, sondern auch politisch und, im großen ganzen, manche Randgebiete ausgenommen, auch wirtschaftlich Europa umspannt. Die allgemeine Geschichte dreht sich im wesentlichen um die beiden Achsen Kaisertum und Papsttum und ihre entsprechenden ideologischen Widerspiegelungen. Man möchte sagen: 1250 ist unärsähr das Grenzjahr, bis zu dem Weltgeschichte in einheitlicher Darstellung überhaupt möglich ist. Von da an beginnen die getrennten Staatengeschichten Frank-

reichs, Deutschlands, Englands recht eigentlich. Zutreffend weist Hampe darauf hin, daß erst für die jüngste Zeit Weltgeschichte wieder als Einheit geschrieben werden kann. Europa, eine Einheit im Mittelalter, mußte erst die Differenzierung von Staaten und Klassen durchmachen, um schließlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts wieder auf höherer Stufe ökonomisch und kulturell (nicht allerdings politisch) eine Einheit zu werden im Imperialismus. Wobei natürlich Einheit weder für das Mittelalter noch für heute rein mechanisch als Ruhe und Mangel von Gegensätzen und Widersprüchen aufzufassen ist. Im Gegenteil wird die Einheit immer hergestellt im fortgesetzten Kampf, wird dauernd gestört, um wieder neu zu entstehen.

Ungeheuer umfangreich ist der geistige Inhalt, den das Hochmittelalter in sich schließt: das Ringen zwischen Kaiser und Papst vom Reichsbischofstum des Papstes über Canossa und den Kräfteausgleich im Wormser Konkordat bis zu Friedrichs II. Tod. Geschichte des Emportreibens und beginnenden Zerfalls der Großmacht Deutschland, der Herausbildung der Nationalstaaten Frankreich und England, Zeitalter der Kreuzzüge, des Cluniazenertums, der ersten Weltkriege, der Frühcholastik, des romanischen Stils und der entstehenden Gotik. Die Epoche reicht an die Wurzeln und das Entstehen einer Menge geistiger und politischer Bewegungen heran, die bis heute nachwirken. Was aber die Fülle der Erscheinungen noch wesentlich kompliziert und sie gleichzeitig so lebendig erscheinen läßt, ist ihre allmähliche Wandlung, der Wechsel ihrer Bedeutung. (Man denke nur an den Wandel von der religiösen Grundhaltung der ersten Kreuzzüge zu dem dynastischen und Handelscharakter des vierten und fünften.) Steht so die Epoche den andern als eine Einheit gegenüber, so ist sie in sich selbst doch wieder gespalten und birgt die Keime ihrer eigenen Ueberwindung in sich. Auch der Bruch, der mitten durch das Hochmittelalter geht und sich, beginnend mit der wirtschaftlichen Wandlung, auf allen Gebieten zeigt, war darzustellen und ist von Hampe (hauptsächlich in dem Abschnitt „Kulturwandel“, aber auch sonst an zerstreuten Stellen) meisterhaft dargestellt. Je größer die Mannigfaltigkeit des Stoffes, um so höher ist die organische Darstellung bei Hampe zu werten. Die Voraussetzung dafür ist der nur durch souveräne Eigenkenntnis der Epoche erarbeitete Ueberblick. Scheinbar zwanglos, in Wirklichkeit aber auf Grund der inneren Logik der Dinge gleitet die Darstellung bald zu Frankreich, Skandinavien, Italien oder dem Normannenstaat hinüber, wobei der Leser immer die Gleichzeitigkeit der Geschehnisse im gesamten Abendland vor sich hat, und nicht, wie das bei weltgeschichtlichen Darstellungen so häufig der Fall ist, zeitlich plötzlich wieder einen störenden Schritt zurückmachen muß. Dabei entfernt sich die Schilderung bei allem Wechsel der Schauplätze nie von ihrem Hauptblickpunkt, den mit dem Wechsel des spezifischen politischen Gewichts bald das Papsttum, bald das Kaisertum bildet. Gemessen an den bisherigen Darstellungen empfinden wir, wie schon oben betont, einen wesentlichen Vorzug des Buchs in der Entlastung des Stoffes von entbehrlichen Einzeltatsachen. Besonders hervorzuheben ist in diesem Rahmen die Entlastung von der Fülle des Anekdotischen und damit die heilsame Entfernung von jener unerträglichen

Schullebuchmanier, die die geschichtliche Entwicklung gern aufweist in interessante (wenn auch zumeist der historischen Kritik nicht standhaltende) Anekdoten, Schlachtennamen und Heiratsverbindungen, die schließlich oft den einzigen bleibenden Bestandteil neben den Geschichtszahlen bilden, den man vom Schulunterricht mitnimmt. Mit klarer und vornehmer Ueberlegenheit kämpft Hampe gegen einige der sich forterbenden Irrtümer auf diesem Gebiet. Um so wirksamer sind die seltenen Anekdoten, die er bringt, wo sie wirklich bezeichnend sind, wie überhaupt Sprache und Form der Darstellung eine nüchterne Klarheit und logische Ordnung haben, ohne daß man an entscheidenden Stellen die Leidenschaftlichkeit vermisst. Die biographische Charakterisierung der Persönlichkeiten ist sparsam, aber man hat die angenehme und unbedingte Gewissheit, daß hier nichts hineingeheimnist wird, das nicht wissenschaftlich belegt wäre.

Hampe versucht Politik und geistige Strömungen des Hochmittelalters aus den eigenen Voraussetzungen der Zeit zu beurteilen. Ausdrücklich betont er an mehreren Stellen, wie falsch es ist, beispielsweise die Italienpolitik der deutschen Kaiser vom heutigen nationalstaatlichen Standpunkt aus zu werten, sie von ihm aus zu loben oder zu verurteilen. Jede Epoche wird verzerrt, wenn man sie nicht aus ihren Grundlagen heraus versteht, was natürlich eine bestimmte weltanschauliche Einstellung keineswegs ausschließt. Besonders möchten wir dabei begrüßen, daß auch Hampe gegen das Ammenmärchen von der Weltfluchtidee in der gotischen Baukunst ankämpft und ihren außerordentlich das Feinsinnigen und auch irdisch mitbestimmten Charakter betont. So erscheint Hampes Werk als Ganzes, als ein Musterbild dessen, was gute Geschichtsschreibung zu leisten vermag. Allerdings möchten wir zum Schluß eine Einschränkung und einen Einwand machen, der um so wesentlicher scheint, als er sich gegen fast die gesamte Geschichtsschreibung erheben läßt.

Mannigfach wird in der Geschichtsschreibung, besonders aber in der über das Mittelalter, oft bis zum Unerträglichem dem Zufall in der Geschichte eine beträchtliche, gar entscheidende Rolle eingeräumt, ob er nun auftritt im Vorhanden- oder Nichtvorhandensein von Thronerben, im frühen oder späten Tod eines bedeutenden Herrschers, im Auftreten überhaupt eines bedeutenden Mannes, oder in was immer. Man muß sich völlig darüber im klaren sein (man ist es sich meist nicht), daß die Geschichtsschreibung mit dieser „erklärenden“ Einführung des Zufalls als Wissenschaft, das heißt als erklärende und Geschehe erkennende Betrachtung ihren Bankrott anmeldet. Läßt man an wichtigen Stellen des Geschichtsverlaufs einfach den Zufall eingreifen,

so gibt man die Geschichtswissenschaft auf. Obwohl nun Hampe in der Gesamttendenz seines Wertes dieser Zufallsheilung entgegenarbeitet, so unjeres Erachtens doch nicht stark genug und vor allem zu wenig unter Betonung der Notwendigkeit des Geschichtsablaufs im großen und ganzen. Ueber diese Notwendigkeit, worunter wir die letzte Bedingtheit aller wesentlichen Geschehnisse durch die ökonomische Basis verstehen, wurde überhaupt sehr wenig gesprochen. Um die Betrachtung an einem Beispiel aus der behandelten Epoche zu verdeutlichen: Es ist ohne Zweifel, daß die Italienpolitik der deutschen Kaiser durch die religiösen Vorstellungen der Zeit entscheidend beeinflusst ist. Es fällt aber die Hartnäckigkeit auf, mit der die Italienpolitik auch durch religiöse durchaus nicht stark gebundene Kaiser verfolgt wurde, und es fragt sich vor allem, und das ist die Kernfrage des ganzen Mittelalters, wodurch ihrerseits die religiöse Vorstellung wieder bedingt ist. Daß man ihr keine absolute, unveränderliche und primäre Existenz zuerkennen kann, beweist ihre tausendfache Wandlung im Lauf der Jahrhunderte und zwar, was das Bedeutsame ist, ihre Wandlung entsprechend der Wandlung der ganzen Gesellschaftsstruktur. Nur wer sub specie der Kirche schreibt, was bei Hampe keineswegs der Fall ist, wird der Religiosität das Primat als letzte Triebkraft der Geschichte zuerkennen. Für die Italienpolitik und ihre letztlich nicht zufällige, sondern reale notwendige Basis möchten wir andeutend auf folgendes hinweisen: Bei der gegebenen niedrigen Produktionsstufe im mittelalterlichen Deutschland mußte die starke Vermehrung der Bevölkerung ohne eine entsprechende Erhöhung der Produktivkraft den Nahrungsspielraum verringern. Zum andern mußte die durchaus herrschende Naturalwirtschaft in Deutschland die Herrschaftsmöglichkeit der Kaiser über die Fürsten erschweren (Unmöglichkeit des in Geld bezahlten, straffen Beamtenapparates etc.). War da nicht sowohl für den Kaiser als für die Massen die Verbindung mit dem ökonomisch höherstehenden, teilweise schon geldwirtschaftlichen Italien mit seinen natürlichen Schätzen und seiner natürlichen Fruchtbarkeit nicht nur ein Ausweg, sondern geradezu eine Notwendigkeit?! Ist es nicht auch etwas anderes als zufällige Politik und religiöse Idee, wenn gerade das ökonomisch hinter Frankreich zurückstehende Deutschland Italienpolitik treibt? Bei Betrachtung von der wirtschaftlichen Grundlage aus, würde sich noch manches, was in der Geschichtsschreibung als Zufall oder Folge einer Ideologie religiöser Art verschleierte, spürt, als nackte Notwendigkeit entpuppen. Unzählige Beispiele, die sich aufdrängen, anzuführen, ginge indessen weit über den Rahmen dieser Besprechung.

## Karl Widmer / Hochmals: Der alte Durlacher Gottesacker

Unter den wenigen Grabdenkmälern, die auf dem alten Durlacher Gottesacker noch erhalten sind, ist das Grab des „Hoffaktors und Handelsmanns“ Ernst Friedrich Fein wegen der Person des Toten und wegen seiner künstlerischen Bedeutung eines der interessantesten. Zu dem, was darüber in meinem Aufsatz in der „Pyramide“ (vom 30. Oktober 1932) gesagt ist, sollen deshalb hier noch einige ergänzende Bemerkungen hinzugefügt werden. Fein stammt aus einer angesehenen Durlacher Kaufmannsfamilie. Er ist 1679 in Durlach geboren und daselbst 1740 gestorben. Neben einem Kaufladen trieb er auch Geldgeschäfte. Seiner Eigenschaft als Hoffaktor — wir würden sagen: als Hofbankier — verdankt er den Titel „Cammerrath“. Von seinem Reichtum und Ansehen zeugt auch das Grab, das ihm seine Hinterbliebenen errichten ließen. Es befindet sich in Gestalt einer erkerartigen Nische, die den Grabstein einschließt und mit einem schmiedeeisernen Gitter abgeschlossen ist, an der Außenseite der Totenkammer. Leider ist das Gitter jetzt dermaßen mit Schlingpflanzen zugewachsen, daß das Innere der Nische während der sommerlichen Jahreszeit davon fast ganz verdeckt wird und gerade der künstlerisch wichtigste Teil des Grabsteins nur im Winter, wenn das Laub verdorrt ist, sichtbar wird. (Eine schöne Aufnahme von dem Grabstein hat auch Hofphotograph Kraft für sein Badisches Denkmälerearchiv gemacht.) Danach stellt das Ganze eine bedeutende künstlerische Komposition dar, deren Hauptimpuls sich auf eine figurenreiche plastische Gruppe — die Angehörigen des Toten in trauernden und klagenden Gebärden — konzentriert. Der Schöpfer des Kunstwerks ist kein Geringerer als der fürpälzische Hofbildhauer Paul Egell, der in Mannheim 1691 geboren und 1752 gestorben ist. In Mannheim hat Egell auch seine Hauptwerke geschaffen: darunter das Siebrelief der Dreifaltigkeit an der dortigen Schloßkirche (1731) und die dekorativen Skulpturen am Kaufhaus. Im Schwebinger Schloßgarten befindet sich von Egell u. a. eine Apollonfigur. Aber auch das Durlacher Grabmal ist eine seiner bedeutendsten Schöpfungen — doppelt wertvoll als Bestandteil unserer heimischen Kunstdenkmäler, weil die Karlsruher Gegend an derartigen Werken der Barockplastik nicht eben reich ist.

Zu dem Feinschen Grab steht noch ein zweites Grabdenkmal in näherer Beziehung, das von dem Durlacher Friedhof jetzt in das Pfingstbaumuseum verbracht ist. Es ist das seiner Tochter Regina Elisabetha, die, wenige Wochen vor ihrem Vater, ebenfalls im Jahr 1741, im Alter von 33 Jahren gestorben ist. Auch ihr Grabstein zeugt in seinem reichen plastischen Schmuck

von dem Wohlstand und Ansehen, aber auch von dem Kunstsinne dieser alten Durlacher Bürgerfamilie. Der Name ihres Vaters ist auf dem Grabstein unleserlich geworden, läßt sich aber noch aus dem Totenbuch der evangelischen Kirchengemeinde vom Jahr 1741 feststellen. Danach war es der „Kaiserliche Posthalter“ Georg Adam Herzog.

Der Name der Familie Herzog ist mit der Geschichte des Gasthauses „Zur Blume“ in Durlach eng verknüpft. Die „Blume“ vor dem ehemaligen Blumentor ist die älteste von den Alt-Durlacher Schildwirtschaften. Sie wird unter diesem Namen 1664 zum erstenmal genannt, stammt aber wahrscheinlich aus noch früherer Zeit. Noch vor der Zerstörung von Durlach ging sie in den Besitz der Familie Herzog über. (Voller, „Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert“, S. 122.) Bald nach 1700 errichtete der damalige Blumenwirt Johann Sigmund Herzog d. A. in Durlach mit Markgräflichem Privileg sogenannte Landlutschenkurse von Durlach nach Pforzheim und Stuttgart, über Kehl nach Straßburg und über Heidelberg nach Mannheim. Damit beginnt die geschichtliche Rolle der Blumenwirtschaft. Die Landlutschen waren zugleich landesherrliche Fahrposten: der Anfang des badischen Postwesens. 1717 wurde Herzog zum Landesposthalter ernannt und das Postprivileg für die Markgrafschaft Baden-Durlach dauernd mit der Blumenwirtschaft verbunden. Das eigentliche Posthaus lag neben dem Gasthof, da wo jetzt ein Neubau steht. Schon 1708, als Turm und Taxis eine Reichspoststrecke durch das Badische (von Frankfurt über Durlach und Ettlingen nach Straßburg) einrichtete, war Herzog auch Reichspostmeister geworden. So blieb es bis 1811. Dann wurde das gesamte Postwesen in Baden verstaatlicht und unter einer Oberpostdirektion in Karlsruhe vereinigt.

Als der ältere Herzog 1726 starb, ging das Gasthaus an seinen gleichnamigen Sohn Johann Sigmund Herzog d. J. über; die Posthalterei übernahm der zweite Sohn Georg Adam Herzog, der nach dem frühen Tod seines Bruders auch den Gasthof erbt. Es ist der Gatte der 1741 verstorbenen Regina Elisabeth Herzog, deren Andenken noch durch ihren Grabstein verewigt ist. Unter Georg Adam Herzog wurde der Blumengasthof durch eine Vereinigung mit dem Nachbarhaus vergrößert; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhielt er dann sein schönes Louis-Seize-Gewand.

So knüpft sich an den alten Durlacher Grabstein zugleich ein denkwürdiges Stück Durlacher Stadtgeschichte.

## Jakob Heidt / Der kleine und der große Krieg

Wir Mocksheimer Buben hatten einen alten, ererbten Kleinrieg mit denen von Bockenheim und umgekehrt. Das war in einer Zeit, von der man heute sagt: „In Friedenszeiten“, wenn man was daraus erzählen will. Unsere Felder und Gärten waren trüchtig alles Guten, Schönen, Kräftigen, das der üppige Boden des Rheintales hervortreibt. Wie saßen die Alten auf ihrem trefflichen Wohlstand! Sie aderten und ernteten, sie bauten größere Ställe für die fetten weißen Rinder, sie saßen am Sonntag zufrieden in der Kirche, auch ein wenig ausgeblasen. Sie feierten ihre Feste mit Fressen und Saufen und Wohlkult. Jetzt war wieder Erntezeit. Die Apfelbäume an den Wegen hingen zum Brechen voll; jeder Erntewagen streifte daran vorbei, ließ Strähnen goldener Fruchthalme an ihnen hängen, daß sie nicht mehr wie Apfelbäume, sondern wie rechte, grobe, zergilbte Vogelschenken in der zittrigen Sommerluft standen.

Fast mitten in diesem Frieden, den zwar Besserwissende nachträglich gern einen faulen Frieden nannten, loderte der Haß zwischen den „Mocksheimern“ und den „Bockheimern“ erneut auf. Wie gesagt, er war nicht von gestern und auch nicht von vorgestern; schon unsere Urgroßväter hatten vermutlich in ihrer Jugend den Bockheimern das nachgebrüllt, was wir selbst bei keiner Gelegenheit hinter jenen herzugröhlen verkümmert: Es waren sehr häßliche Verse, die man nicht drucken lassen mag.

Das ist natürlich böswillige Verleumdung, die darauf zurückgeht, daß wir keine eigene Kirche hatten, sondern zum Bockheimer Kirchspiel zählten, was wir hinwiederum als eine Folge unseres unfreudigen, freibeitlichen Geistes auslegten, wie denn überhaupt alles, was in der Vorgeschichte dieser Fehde nach Ungerechtigkeit, Verleumdung, Hinterlist, Gemeinheit riecht, von uns selbstverständlich nur aufs Bockheimer Konto gesetzt wurde, während wir selbst unsere Waagschale nur mit Ritterlichkeit, Tapferkeit, verlebte Unschuld und Friedfertigkeit reichlich gefüllt zu haben glaubten.

So war die Lage: Nicht eben Streit, leichte Spannung als gewohnte Atmosphäre, ohne daß eigentlich, und dies eben ist das Faule eines solchen Friedens, seit langer, auffallend langer Zeit ein bedeutenderer diplomatischer Zwischenfall sich ereignet hätte. Bis nun plötzlich eine unerhörte, allem Völkerrecht höhnsprechende Gewaltmaßnahme der — natürlich der Bockheimer gegen einen der Unseren bekannt wurde: Der Glaserchorch, ein nicht unbedeutender Faktor unserer heimlichen Streitmacht, dessen Vater bei einem Bocksheimer Bauern drei Tage hatte ernten helfen, sollte dort einen großen irdenen Topf voller Milch holen. (So schiefel sind die Bockheimer!) Nach seiner durchaus amtlich zu nehmenden Aussage vor unserm eigenen Untersuchungsausschuß wurde er beim Heimweg in Bockenheim von einem Gartenzaun her mit den bereits zitierten Anrufungen bedacht, worauf er gegen den Lattenzaun seine Zunge so weit heranstreckte, als es ging, und wohl auch nicht mit unserer eigenen poesievollen Parole aelte. Die Folge scheint ein kurzer disziplinierter Steinhagel gewesen zu sein, dem der Schorsch durchaus standhielt, nicht jedoch der Milchtopf, der in Scherben ging und seinen Inhalt in trüber Lache in den Straßentaub ergoß. Nicht soviel Gehör wie unser Untersuchungsausschuß ließ dem Schorsch sein Vater, der ihm, lediglich auf den kläglichen Anblick mit dem Hentelstück hin, den Hintern traktierte, wie ja überhaupt alle unsere Eltern wenig Sinn für gerechte Untersuchungen unserer Streitfälle mit den Bockheimern zeigten, uns kurzerhand den gleichen Schuldanteil beimessen und dies mit Maulschellen und Ohrfeigen unverzüglich manifestierten. Dieser Glorienschein des Märtyrertums befeuerte uns zu doppeltem Haß gegen die . . . ha, gegen die verruchten Bockheimer!

Ehe noch der jähe Aufruhr unserer Herzen machtvoll gesammelt und in eine stoffkräftige strategische Form umgegossen werden konnte, ging einigen, wie man so sagt, der Gaul durch, was man hieraus erfieht, daß am folgenden Tag ein Bocksheimer Viehtreiberbub in unserm Dorf von einer nicht gerade rühmlichen Mehrheit verprügelt wurde, daß dem „Dehnenwilhelm“ aus Bockenheim sein Seifensieder-Handwägelchen, das er in der Kist vor der „Krone“ stehen ließ, am Handgriff überaus mit Wagenschmiere und Kuhdreck verziert wurde, und daß zum dritten ein paar von uns aus dem höchsten Windfenster eines Heubodens auf einen vorüberfahrenden Bockheimer ein unaufhörliches Wasserlein herabtröpfeln ließen. Daß der Mann das schweigend hingenommen hätte, braucht sich keiner einzubilden. Zwar fand er uns in den Mädchenhöhlen dieses Heubodens nicht, aber er übergab den Fall dem Herrn Lehrer, der in kurzer Zeit die Missetäter heraus hatte, sie verprügelte und dem Spott mit der Verachtung des ganzen Dorfes, ja sogar der Bockheimer preisgab! Das verdrehsachte den Haß auf die Bockheimer. Denn wer anders als sie trug, so glühten wir's uns ein, die Schuld an diesem allem, an unserer Bertürschung, unserer Schmach, unserer Schande?

So kam der Sonntag. Und Sonntage pflegten den Anstrich solcher Spannungen zu bringen. Unheimlich, drückend wie seine frühe Hitze und seine reglose, dämpfige Luft stieg er herauf. Um den Kirchgang kamen wir wohl nicht herum. Aber wir hielten

wie ein geschlossenes Trüpplein beisammen, obgleich bei dieser Gelegenheit ein Ausbruch der Feindseligkeiten sehr unwahrscheinlich war und auch tatsächlich unterblieb. Aber die Atmosphäre vergiftete sich immerhin. Heimliches Getuschel in unseren Bänken, gelegentliche Versuche einer Annäherung zum Auspionieren von Stimmung und Absichten, das merkwürdig stille Gedränge beim Kirchenausgang, wo die andern sich halb spöttisch, halb drohend zusammenrotteten, während wir geschlossen und hastig heimdrängten, das alles zeigte, daß nur ein Gedanke in all diesen Bubenherzen hüben und drüben saß: Rache!

Am Samstag abend schon, in einer zerfallenen Ziegelscheuer, war unser oberster Kriegsrat zusammengetreten und sich einig geworden, den Angriff der Bockheimer, dessen Absicht uns auf Grund zweier übereinstimmender Spionenaussagen bekannt war, in des Bollmers großem Obstplan zu erwarten und, so es sich fügte, ruhmvoll abzuschlagen. Dieser Plan hatte für sich, daß er die einzige Blöße in der sonst ziemlich vollkommenen Umhegung des Dorfes war, mit guten Deckungsmöglichkeiten und — jetzt darf man's ja sagen — mit der Chance eines günstigen Rückzuges in einen gut verrammelbaren Tabakshuppen. Außerdem bestand hier weniger die Gefahr, daß die Erwachsenen sich einmischten und den ehernen Gang des Geschehens, das nun sich erfüllen mußte, zum Stillstand brachten.

Alle Jungen waren heute auffallend schnell mit dem Mittagessen fertig, und einer nach dem andern sand sich, zwar etwas bedrückt, aber doch latendurstig in Bollmers Garten ein. Alle kamen — nur die Bockheimer blieben aus. Entweder waren wir also falsch unterrichtet, oder der Feind hatte seinen Feldzugsplan nach unbekanntem hin schnell geändert. Wir rückten jetzt nach Böhm's Tabakshuppen ab, von deren höchstem Gebälk aus zwei kundschafter feststellten, daß die Bockheimer, als ob nichts vorgefallen wäre, wie sonst auf ihrem Badeplatz am äußeren Mühlbach sich tummelten, jedoch nicht vollzählig. Die Fehlenden konnten nicht ermittelt werden. Wir legten das günstig aus und beschloffen, die Bockheimer auf ihrem Badeplatz, der auf einer Seite durch dichtes Erlengebüsch leicht zu erschleichen war, zu überfallen, um so mehr, als sie an Zahl dort ungleich oder gar unterlegen waren. (Denn sonst hätten wir stets die zahlenmäßige Ueberlegenheit des Gegners zu spüren bekommen.) Auf halbem Wege dorthin hat sich eine Kiesgrube am sogenannten Hochgestade in das Gelände eingefressen; sie war auf allen Seiten außer der des zuführenden Weges von hoher Wand aus Grobkieß, Feinkies, Lehm, Mergel, Sand und Ackerkrumme umrandet. Auf der Begrenzung gegen den hohen Himmel hin stand ein dürres, bronzefarbenes Gras im Winde. Auf ihrer Sohle lag Kies und Sand und eine breite, trübe Pfütze. Hier gedachten wir für alle Fälle unsere Hosenfäcke mit handlichen, glatten, geschmeidigen, leuchtigen Kieselsteinen zu spicken.

Eben waren wir alle in der Kiesgrube, als ein mörderisches Kriegsgeheul ringsum von oben her und rückwärts losbrach, Steine, Ackerstollen und Grasbüschel auf uns niedersauten. Und schon standen überm Grubenrand die Gestalten der kampflustigen Bockheimer. Bereits auch hatte das Gros ihrer Armee den Ausgang aus unserer Falle verriegelt. Wir mußten die ganze Verteidigung gegen diese Stelle richten. Es war nicht anzunehmen, daß von oben her einlege sich an den steilen Wänden herablassen würden, daß sie uns im Rücken bedrohten, um so weniger, als sie dann unfehlbar zunächst in das Wasserloch gerutscht wären, das immerhin 2 bis 3 Meter tief war. Aber da vorn mußte um jeden Preis verhindert werden, daß der Feind sich in die Grube einschob, denn wir erkannten sofort seine Vollzähligkeit, die innerhalb dieser Wände unsere völlige Niederlage bedeutete hätte. Also den Einmarsch abhalten, ein höllisches Feuer dorthin eröffnen! Zwar gab's bald manchen Treffer auf der eigenen Haut und manchen Aufschrei in den eigenen Reihen, aber beim Feind begannen schließlich auch die Steine rar zu werden; er war zuletzt nur noch auf die angewiesen, die wir ihm selbst hinüberfeuerten. Der Baisangs Otto auf unserer Seite erhielt einen Wurf auf die rechte Hand, daß sie schmerzhaft blutete, anschwellte und ihn kampfunfähig machte. Drüben hüpfte einer, den linken Knöchel drückend, wimmernd aus der Front, ein anderer bekam die zum Wurf ausholende Hand seines Vordermannes mitten ins Gesicht und schied ebenfalls müttend aus. Man spürte nun deutlich, wie die Angriffslust des Feindes einen Stoß erlitt und der Feind sich leicht unschlüssig verhielt, ja etwas zurückwich, vom Wimmern des Knöchel-Verwundeten alteriert.

Es hätte jetzt wohl diese Steinwerferei aufhören können, die eigentlich keinem im Grund seines Herzens besonders tapfer und besonders anständig vorkam. Nun aber stachelte das Wanken drüben vielmehr zu einem verdoppelten Trommelfeuer an. Ich war immer ein geschickter Werfer gewesen und verspürte nun die teuflische Lust, nicht mehr verteidigend, wahllos, summarisch in die Masse der Feinde zu werfen, sondern, wie heraufsch, auf einzelne willentlich zu zielen und die Einschläge triumphierend festzustellen. Und landete einen weißen glatten Kiesel im Gesicht des Heinrich Lang, einem der älteren und maßgebenden drüben. Wo genau der Wurf saß, wußte ich nicht, aber daß der Heinrich mit viellichem

Aufschrei das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, daß gleich das Blut mächtig zwischen den Fingern und am Hals hervorbrach, ihn überall besudelte, daß er zurücktaumelte und im Anäuel bestürzter Kameraden verschwand, das weiß ich so deutlich wie damals alle Tage. Dies dachte, wußte ich blüchelnell: Du kannst ihn tot geworfen haben, dann bist du ein Mörder!

Der Feind zog sich etwas zurück, wohl bestürzt und auch um unser Entweichen aus der Kiesecke abzuwarten, da er unsern Steinhagel und unsern unerlöschlichen Munitionsvorrat sichtlich hoch einschätzte, obwohl er auch hätte merken müssen, wie dieses Pech aus uns sah gelähmt hatte. Draußen aber schien der Verwundete, der heulend und blutig am Boden lag, ihnen doch den Gedanken zu erwecken, schleunigst mit ihm heimzuziehen zum Abwaschen, zum Verbinden. Das taten sie, den Heinrich stützend, und die Nachzügler gaben gehemmte Gebärden eines schrecklichen Unglücks, einer schreckenvollen Drohung zu uns herüber.

Wir standen nun verloren in dieser öden Kiesecke, mancher verwundet. Anfänglich schlug der und jener noch die faden-scheinigen Töne eines Triumphes an, um die Fein, die alle Herzen gepackt hatte, zu überdecken. Auch ich bemühte mich noch, wie dünn und lächerlich, darüber hinwegzutäuschen, wie schreckvoll mich die Angst getroffen, gelähmt hatte. Reden zwar mochte ich schon nichts mehr, aber doch gleichgültig tun. Und während ich verlegen mit dem Fuß Steine in die Pfütze sprühte, mußte ich schon mit anhören, was jeder als angebliche Beobachtung über die Folge der Geschehnisse und die Art der Verletzung des Ge-gners glaubte zum Besten geben zu müssen. War das richtig mit dem großen Loch in der Schläfe? Waren dem Heinrich alle Zähne eingeworfen, ein Auge ausgelaufen? Das alles wurde herausgesagt, verworfen, abgewogen, debattiert nicht ohne jene geheime Freude, mit der die Menschen überhaupt ein geschicktes Verbrechen durchdebattieren. Denn wie in jenem Kinderspiel stehen wir im Kreise, wo einer umgeht und hinter irgendeinem das Taschentuch fallen läßt, daß dieser dann „sein muß“. Wie dort haben wir die dumpfe Gewißheit, daß das Verbrechen hinter uns allen zweimal dreimal herumgeht und naturnotwendig einen von uns braucht, der „sein muß“, einen zum Verbrecher macht, daß die anderen endlich, aber nur für eine kurze Weile, sich ins-geheim erlöst einflüstern dürfen: „Wie habe ich Glück gehabt, daß dem da es passiert ist!“

Da es Abend wurde, zogen wir heim und verzettelten uns formlos in unsere Häuser. Mir war grenzenlos Angst, und die Unruhe erlaubte mir nicht, die kurze Spanne Zeit, die noch bis zum Abendbrot blieb, unter unserm Dach zu verbringen, das doch sonst das herrlichste Reich bedekte, das ein Junge sich nur wünschen kann. Drum ging ich noch mit Jeans Schorsch nach Hause, der mir der liebste Freund war, obwohl gerade der Um-gang mit ihm nicht meinen Eltern reine Freude war. Er zeigte mir seine jungen Hasen, stellte mich zum Füttern mit an, holte ein altes Weckerwerk herbei, aus dem wir längst etwas besonders Feines hatten konstruieren wollen und tat, ich vergesse es ihm nicht, alles, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Aber was sind schließlich die feidigsten jungen Hasen und die präzisesten Zahn-rädchen einer alten Weckeruhr gegen das Unfassbare, Gewaltige, Erdstößende eines unsichtbaren und übermächtigen Schicksals? Warum mußte es gerade mich wieder packen? Warum mußte das getan werden? Und warum mußte ausgerechnet der Hein-riche getroffen werden, der doch einer der besten drüben war? — Da hörte ich meinen Vater zur Gartentüre herausspfeifen, jenen Pfiff, der mich Verspäteten so oft mahnend nach Hause beorderte, oft lustig und ausgelassen zu einer Ueberraschung heimrief, manch-mal gellend und Angst aufschreckend mich zu strenge Strafericht herbeizwang. Was war jetzt? Wohl war Essenszeit, aber war's nur das, lag in dem Pfiff nicht schon das Wissen um mein Ver-brechen? Jetzt war die letzte Möglichkeit, dem Verhängnis noch zu enttrinnen, einfach nicht heimgehen, zu entweichen. Da pfiff es wieder — und ich konnte nicht anders als heimgehen, konnte nicht anders. Mochte alles kommen, wie es mußte!

Der Vater schimpfte über das Verspäten und das ewige Herumhocken beim Georg. Also wußte er noch nichts! Beinahe aufatmend und doch eigentlich enttäuscht konstatierte ich diese letzte, nun aber allerletzte Gelegenheit, die, wenn's hoch kam und wenn der Vater nicht heute abend noch einen Schwoppen trank, bis mor-gen früh zu Schlußbeginn wahren konnte. Um nun auf diesem vorgefundnen Boden der Tatsachen wenigstens bis dahin noch den Harmlosen zu mimen, würgte ich die verdammte bitteren Bissen des Nachmahls scheinbar hungrig hinunter, und vertieg mich sogar, es wohl als Frevel empfindend, dazu, die Vorwürfe gegen den Georg mehr als gewöhnlich frech zurückzuweisen, ihn unsinnig zu verteidigen, um so meinen Vater in Harnisch zu

bringen und so die Frage zu verhindern, die sonst totficher ge-kommen wäre: „Was ist heut mit dir los?“ Und doch wußte ich, daß ja doch spätestens morgen früh alles herauskäme und dieser „gewonnene“ Abend zu einem lächerlichen Nichts, wie alles Vergangene, zusammenschrumpfen würde.

Dann kam die Nacht, die letzte Nacht, dachte ich, die furcht-harste Nacht meiner Jugend. Wie sonst saßen draußen in der Stube noch die Eltern, nachdem sie uns gute Nacht gesagt hatten, leieinander und besprachen dies und jenes, Harmloses. Die Mutter schälte Äpfel für morgen mittag, der Vater las die Zei-tung und rauchte eine seiner guten Zigarren, denn es war ja Sonntag, Sonntag Abend! Und ich lag da im dunkeln Schlaf-zimmer und kostete zunächst mit einer Art Wohlust die Trennung von den Eltern und das letzte warme wollige Geborgenheit vor dem großen Kommenden, ach, zum Glück erst morgen früh kom-menden! Und dann war wieder das große Alldrücken da, das mich ein paarmal nahe daran brachte hinauszustürzen in die lichte Stube und Vater und Mutter alles zu sagen, alles. Und dann kam der Trost und die finstere Wut gegen das Geschick, das mich in diese Verdammnis stürzte und das im Kommenden erst völlig mich zermalmt, wenn nicht — Großes, Unerwartetes dazwischen trat und alles ganz anders fügte, wenn nicht eine noch gewaltigere Katastrophe die meinige zerblies, überflüssig machte, ein Un Glück, eine Feuersbrunst, Ungewitter, Erdbeben, Wassernot, Einturz, mein Tod, unser aller jubelnder Tod! Und an diesen Gedanken flammerte sich wahrhaftig die geängstete Seele: Heute nacht noch mußte etwas Gewaltiges sich ereignen!

So verging die Nacht, ich hörte dumpfe Trommeln und sah Schreckbilder, hörte wieder den Trommelwirbel, hörte Pferde-ge-trappel und wieder den dumpfen Trommelwirbel. Erwachte und hörte wieder den Trommelwirbel, das Pferdege-trappel, war ganz wach, hörte deutlich über jeden Zweifel, Schauer erweckend, diesen stürmenden, graufigen Trommelwirbel. Und erkannte, wie der Vater gespannt auf dem Betttrand saß wie die Mutter das Fenster öffnete, wie drüben, überall umher im Frühlicht bei den Nachbarn die Läden aufgestoßen wurden und schlaftrunkene Gesichter aufgeschreckt herausstierten, wie drunten, mitten auf dem Platz, zwei Reiter standen, Kavalleristen aus der Garnison, wie der eine zu trommeln aufhörte und der andere mit einer klaren, abgeschackten, kaum schwingenden Stimme von einem großen Blatt Papier dieses herunterlas:

Aufruf:

Seine Majestät der Kaiser haben auf Grund des Ar-tikels 68 der Reichsverfassung vom 16. April 1871 das Gebiet des Deutschen Reiches in den Kriegszustand erklärt.

Seine Majestät der Kaiser haben die Mobilmachung

der Armee und der Marine befohlen.

Krieg also war ausgebrochen. Die Reiter ritten wieder zum Dorf hinaus. Meine Glasse Mutter ging vom Fenster zurück mit großen Augen und fragte den Vater: „Hast Du's gehört?“ „Ja“ sagte er, zog sich vollends an und kramte in einer verstaubten Zigarrenkiste nach seinem Militärpak. Wir bekamen Einquar-tierung bis unter die Hohlziegel. Von Schule war überhaupt keine Rede mehr. Wir Buben mußten helfen, Bleh an die Verlade-rampen der nächsten Bahnhöfe und oft viele Dörfer weit zu treiben für die Armee, so daß wir oft zwei, drei Tage lang über-haupt nicht mehr heimkamen. Es fiel nicht mehr auf im großen Treiben und Durcheinander. Kanonendonner dröhnte aus den Vogesen Tag und Nacht. Bald weinten die ersten Witwen um Tote im Elsas.

Der Heinrich Lang trieb auch bald Kühe an die Rampe. Die Schlacht in der Kiesecke hatte ihn nur einen Zahn zurückgelassen. Und allerdings eine heftige Schramme auf der Oberlippe zurückgelassen. Das alles erfuhren wir viel später und nur so beiläufig, denn es war ja Krieg, man hatte jetzt so viel Großes, Aufregendes zu denken und zu erleben, die große Katastrophe war wirklich gekom-men und hatte die kleine ausgelöscht; mir wäre, nach damaligem Ermessen, mit einem Brand oder ein bißchen Hochwasser adient gewesen, aber doch war das Unheimliche und Gewaltige gekom-men, aleich in seiner graufigsten Art: Krieg, Weltkrieg. Der Heinrich ist später in Flandern gefallen, so lange dauerte dieser Krieg, der mich, so empfand ich's eben damals, zu strahlender Erlösung befreite, jenem aber drei Jahre später das junge Leben sah auslöschte. Warum? Das sind seltsame Wege, schwer und traurig, grausam und schuldvoll.

## Wilhelm Zentner / Der Einsame

Geboren nur, bis auf den Grund zu kosten  
der Einsamkeiten unerlöschtes Maß,  
war er Soldat, den auf entfernten Posten  
des Lebens Mondengang vergaß.

Wie fand der Liebe Hand erlösend zu der feinen,  
ein Jüngling noch schuf Kummerreiß ihn greis,  
und über seinem späten Grabe scheinen  
die fremden Sterne, kalt und weiß.